

## **Universitäts- und Landesbibliothek Tirol**

### **Karl Domanigs gesammelte Werke**

Karl Domanig. Ein Lebens- und Persönlichkeitsbild von E. M. Hamann.  
Literarisches Selbstporträt. Der Katholizismus in der Literatur.  
Wanderbüchlein mit Nachtrag neuerer Gedichte. Der Abt von Fiecht. Eine  
poetische Erzählung. Um Pulver und Blei. Eine epische Dichtung

**Domanig, Karl**

**Kempten, 1914**

Literarisches Selbstportrait

# Literarisches Selbstporträt



Lieber Freund!

**D**u tuft es nun nicht anders, ich muß mich Deinem Willen fügen! So werde ich denn, wie schwer ich mich dazu entschließe, meine Meinung über mich selber äußern, sagen, wozu ich mir von Gott berufen erscheine, und wie ich an meiner Lebensaufgabe gearbeitet habe.

Aus der angeborenen und anerzogenen Eigenart des Menschen erwächst sein Wünschen und Streben; laß mich darüber zuerst sprechen. Mein Name ist ohne Zweifel slawischen Ursprungs (in Tyrol übrigens immer nur Dománig gesprochen); die ältesten nachweisbaren Vorfahren der Familie waren eben im kärntnerischen Mölltale ansässig, wo noch so viele Orts- und Familiennamen daran erinnern, daß diese heute reindeutsche Gegend einst, zu Karls des Großen Zeiten, von Slawen besiedelt war. Das Dorf Winklern, am Fuß des Glockners, kaum eine halbe Stunde von der tyrolischen Grenze entfernt, war die Heimat meines Urgroßvaters, dessen Vater und Großvater (weiter reichen die Matrikeln nicht zurück) hier das Wirtsgeschäft betrieben. In den dreißiger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts zog mein Urgroßvater nach Tyrol, in das bei Trienz gelegene Dorf Leisach, wo er

Wirt und Grundbesitzer war und als „Ehrenvest und fürnember Herr“ i. J. 1740 einen Wappenbrief erhielt. Seit jener Zeit sind Tyroler, Männer und Frauen aus dem Pustertal, dem Unterinntal und Stubai, lauter kerndeutsches Blut, meine Vorfahren. Die beiden Großväter, Elias Domanig und Anton Obrist, haben auch in den schweren Zeiten der Napoleonischen Kriege treu zu ihrem Vaterlande gehalten; beider Bilder sieht man in der Heldengalerie am Berg Isel. Mein Vater, der Sohn des Postmeisters von Schönberg, war ein wohlhabender und allgemein geachteter Kaufmann in Sterzing, meine Mutter eine hochbegabte und starkmütige Frau. Und hier, recht eigentlich im Herzen Tyrols, bin ich (am 3. April 1851) geboren. In der Poesie dieser alten Kleinstadt aufgewachsen, früh vertraut mit allen Bergen der Umgebung, die ich als Knabe schon mit der Büchse durchstreifte, von Kindheit auf befreundet mit jenem homerischen Bauernvolk von Pfilsch, Gupp, Elzenbaum — da wundere Dich, daß mir das Deutschtum und das Tyrolertum im Blute sitzt!

Aber ich bin auch bald zum Bewußtsein und zur Wertschätzung dieses Erbteils gelangt, da ich die 4. und 5. Gymnasialklasse in Salzburg studierte und, nachdem ich die Mittelschule in Meran beendet hatte, außer der Hochschule von Innsbruck jene von Straßburg i. E. und Rom (die Gregoriana) besuchte: die Fremde hat mich den Wert der Heimat schätzen gelehrt. Von meinem langen und öfteren Aufenthalte in Italien, wo ich freilich auch die welsche Nation

achten lernte, von meinen sonstigen vielen und ziemlich weiten Reisen bin ich nie heimgekehrt, ohne mich meines Deutschtums, meiner Tyroler Berge und Tyroler Landsleute aufs neue zu freuen; und später, seit dem Jahre 1880, wo ich meinen Aufenthalt in Wien genommen, auch meines Österreich! Wenn ich wieder einmal in Berlin gewesen war, wie schön und vornehm erschien mir dann unser Wien, um wieviel freundlicher Ton und Gehaben des Österreicher!

Und ich habe mich auch durchgekämpft zur Würdigung des spezifisch tyrolischen Wesens: der katholischen Weltanschauung und katholischen Lebensführung des Tyroler Volkes. Noch am Gymnasium war mir, durch Beispiel und Lektüre, jeder positive Glaube abhanden gekommen. Ich bin in Bälde zurückgekehrt und habe es seither immer als ein Bedürfnis und eine Pflicht empfunden, mich durch ernstes Studium über Fragen der Religion zu unterrichten, mir klar zu werden über die Tragweite des Katholizismus für jede Lebensbeziehung und die unerschöpfte Schönheit desselben. Und schon an der Universität habe ich es gelernt, indem ich die Couleur einer katholischen Studentenverbindung nahm, meinen Glauben offen und ungeschweht zu bekennen; da entstand auch mein erstes Schriftchen: Eine katholische Burschenschaft (1873).

Wenn ich heute Menschen sehe ohne Religion, ohne ein religiöses Bedürfnis, überkommt mich leicht ein Gefühl des Mitleids; denn wie viel schöner und heiterer, wie viel menschenwürdiger gestaltet sich das Dasein für den Katholiken! Aber wenn ich einen jener

Modereisenden über Dummheit und Aberglauben des katholischen Volkes Schwätzen höre, dann halte ich zuweilen schwer an mich. Denn auch das kommt in Betracht: Ich bin von Hause aus wahrlich eine tolerante Natur; in meinem ganzen Leben ist's mir nicht eingefallen, irgendjemanden, er sei Jude, Türke oder Nihilist, wegen seiner Gesinnung zu behelligen, wogegen ich selbst in meinen früheren Jahren unzählige Male deshalb angeflegelt wurde und heute noch wenigstens als Literat meine Gesinnung teuer genug bezahlen muß. Wenn ich nun sehe, wie man ein kindlich-gläubiges und eigentlich wehrloses Volk um seinen besten Besitz, um den Trost und Inhalt seines armen Lebens betrügen will — ich gebrauche das harte Wort, denn was will der Gegner dafür bieten als ein Nichts oder höchstens ein unbrauchbares Surrogat? —, dann bin ich als Freund des Volkes empört und empfinde es als nationale Pflicht, dem Tyröler den Wert seines religiösen Besitzstandes zum Bewußtsein zu bringen. Es ist manches in meinen Schriften (in den „Fremden“ und im „Hausgärtlein“), was eine apologetische — nie eine aggressive — Tendenz zeigt: dazu hat mich die Liebe zu meinem Volke vermocht.

Wenn ich überhaupt meine Stellung als Poet recht verstehe, so bin ich als solcher wohl zuallererst Tyröler und tyrolischer Volksmann. Es war in Rom, wo mir früh genug die klare Erkenntnis dieses meines Berufes wurde: als Dichter für mein Volk zu wirken. Erst machte sich das unbewußt, wie von selber. Zu Ende der siebziger Jahre, als ich, von

Rom zurückgekehrt, ungerne genug mich auf eine der schematischen Lebensstellungen vorbereitete und mich in Germanistik, in das Studium Walters und Wolframs vertiefte (die gerade wieder meiner tyrolischen Denk- und Gemütsart neue Nahrung boten), da habe ich eine mir gebotene Gelegenheit benützt und den Tyroler Kalender geschaffen. Ich sagte mir: Der Kalender ist doch das einzige Buch, das in jedem Tyroler Hause gekauft und während eines ganzen Jahres gelesen wird; und dieses einzige und beste Mittel, um auf das Volk zu wirken, ist bei uns so völlig vernachlässigt; denn Kalenderschreiben war damals bei uns zulande so ziemlich das gemeinste Handwerk. Ich bin also Kalenderschreiber geworden und habe es dahin gebracht, daß schon am zweiten Jahrgang des Tyroler Kalenders hochangesehene Gelehrte, darunter auch politisch andersdenkende, und führende Politiker mir ihre Beihilfe liehen, ja sogar ihre Aufsätze größtenteils mit Namen zeichneten. Der dritte Jahrgang brachte es, was für eine auf Deutschtyrol beschränkte Druckschrift damals sehr viel war, auf eine Auflage von 20 000 Exemplaren.

Für diese Publikation habe ich die vier Kalenderpredigten, den Brief an ein Kind und anderes geschrieben, was man in meinem „Hausgärtlein“ wiederfindet, dann den Briefwechsel Straubs mit seiner Gattin, welcher die geschichtliche Quelle meines *Kronenwirt von Hall* ist und diese meine erste dramatische Dichtung veranlaßt hat. Auch meine erste Novelle: *Der Postillon von Schönberg* war

für den Tyroler Kalender bestimmt; ich schrieb sie in der Weise, wie sie das Volk an seiner Lektüre liebt und gewohnt ist, aber ich schrieb mir selbst damit eine eigene Herzenssache vom Leibe.

Gleichzeitig mit dem Kalender sind die Tyroler Karten ins Leben getreten, ein historisches Kartenspiel, durch das dem Volk recht eigentlich spielend alle Hauptmomente seiner Geschichte, angefangen von Rudolf von Habsburg bis herauf zum Kriege gegen die Garibaldiner, vor Augen geführt und ins Gedächtnis geprägt werden sollten. Albert Jäger hat mich als Historiker beraten, Edmund von Wörndle zeichnete die Bilder.

Vor allem nahm mich aber neben den Parzival-Studien, die damals ihre Entstehung fanden, die Dramatisierung jenes dankbaren Stoffes in Anspruch, den der Briefwechsel der Kronenwirtsleute bot. Und ich dachte bald daran, das Thema zu erweitern zu einer dramatischen Trilogie, die in Einzelenepisoden den Tyroler Freiheitskampf darstellen sollte.

In einem Vorspiele: Braut des Vaterlandes, das schon im Jahre 1874 in Rom entstanden war, wollte ich die Motive der Erhebung schildern, in Speckbacher (I) die Genesis, in Straub (II) den Höhepunkt des Kampfes, in A. Hofer (III) das tragische Ende desselben; das Nachspiel endlich: A. Hofers Denkmal sollte die bleibende, weltgeschichtliche Bedeutung jener Kämpfe veranschaulichen.

Hier will ich eine kurze Bemerkung einfügen.

Meine Tyroler des Jahres 1809 sind, wie bei Defregger, durchaus Tyroler von heute. Wohl für jede meiner Figuren hatte ich ein ganz bestimmtes Modell. Meine Kenntniss des Volkes, sowie der Umstand, daß ich als Knabe in den Jahren 1859 und 1866 Zeuge des Durchmarsches unserer Truppen war und das Aufgebot der Tyroler Schützen, den Transport der Verwundeten und der gefangenen Garibaldiner mitansah, die Kriegsbegeisterung im Volke miterlebte, kam mir gewiß zustatten. Schon als Achtjähriger hatte ich selbst aus meinen Schulkameraden eine „Schützenkompagnie“ gebildet und als Hauptmann an ihrer Spitze das Sterzinger Städtlein durchstürmt; Kriegsspiele jeder Art, die Anfertigung von Schutz- und Trußwaffen, der Bau von Festungswerken waren damals und noch später meine Lieblingsbeschäftigung. Und wie gerne wäre ich als Fünfzehnjähriger mitgezogen mit unseren Schützen, wie oft habe ich später noch Adolf Pichler beneidet, daß es ihm vergönnt gewesen, im Felde seinen Mann zu stellen! Ich darf wohl sagen: Der Tyroler Patriot hat von Kindheit auf in mir gesteckt, und ich habe ihn noch heute nicht losgebracht, trotz alledem.

An der Vollendung der Trilogie, deren erster Teil im Jahre 1885, deren letzter im Jahre 1897 erschien, habe ich im ganzen wohl durch 15 Jahre gearbeitet. Die Fertigstellung der späteren Teile ging deshalb so überaus langsam vonstatten, weil ich — ich tue das unter Parantese ab, da ich ja hier keine Biographie schreibe — seit dem März 1884 endlich

auch ins Joch geschirrt und k. und k. Beamter am Münzkabinet geworden war, nachdem ich mich gleichzeitig mit einer Wienerin aus kerndeutscher Familie vermählt hatte. Nicht die Wienerin, die sehr bald einer Tyrolerin zum Verwechseln ähnlich wurde und mir das Fleckchen Erde in Klosterneuburg, das wir unser nennen, zu einem Stück Tyrol geschaffen hat, nicht sie, wohl aber meine neuen Pflichten waren es, die mich zumeist an der rascheren Vollendung meines vaterländischen Werkes hinderten. Denn darein habe ich immer einen Stolz gesetzt, ein brauchbarer Beamter zu sein, meine administrativen Obliegenheiten pünktlich zu besorgen und auf wissenschaftlichem Gebiete nicht zurückzubleiben. Meine Publikationen werden es bezeugen<sup>1</sup>).

---

1) *Babenberger Münzen* (Num. Ztschft.).

*Älteste Medailleure in Österreich.*

*Jahrbuch der Kunsth. Sammlgn.*

*Peter Flötner als Plastiker und Medailleur.*

(*Jahrbuch der Kunsth. Sammlungen.*)

*Porträtmedaillen der Eh. Österreichs.*

*Sol. mit 50 Tafeln. Gilhofer und Ranschburg (1897).*

*Die deutsche Medaille in kunst- und kulturgeschichtlicher Hinsicht usw. Sol. mit 100 Tafeln. Schrödl u. Co. (1907).*

Und viele kleinere numismatische und kunsthistorische Abhandlungen in Fachzeitschriften. —

Von germanistischen Arbeiten sind zu meinen *Parzival-Studien*, die ich 1878 und 1880 herausgab (Schöningh, Paderborn), hinzugekommen: *Wolfram von Eschenbach und seine Gattin* (Histor. Jahrb. d. Görres-Gesellschaft), *Der Klôsenære Walthers v.*

Zudem war mir in Wien die Ehre zuteil geworden, durch volle 21 Jahre ununterbrochen als Lehrer der Literatur- und Kunstgeschichte in der kaiserlichen Familie in Verwendung zu stehen, eine Aufgabe, deren gewissenhafte Erfüllung viel Zeit und Mühe gekostet hat. Für dichterische Arbeiten konnte ich daneben nicht mehr die Mühe, noch weniger Kraft und Stimmung gewinnen; gewöhnlich waren es nur noch etwa drei Wochen im Jahre, die Hälfte meines Urlaubs, die ich für eine intensivere dichterische Tätigkeit erübrigte.

Und dazwischen hinein fielen nun allerdings auch ein paar andere Dichtungen, die mich so angeflogen kamen. Zunächst *Der Abt von Siecht*. Ich hatte meinem verstorbenen Freunde Hofrat Dr. Magen die absonderliche Geschichte des Abtes Cölestin Bem erzählet, so wie sie mir mein Bruder, der Konventuale von Siecht war, mitgeteilt hatte. Aber die Erzählung meines Bruders war nicht lückenlos; Magen wollte Näheres wissen. Ich las deshalb Wurzbach nach, der sich an Hornayr hielt. Und nun entstand, aus der Verbindung der Klostertradition mit den Angaben Hornayrs, ohne viel eigenes Zutun jene poetische Erzählung, die ich als junger Ehemann im kleinen Wäldchen draußen in Himberg innerhalb 14 Tagen niederschrieb. Der Dichtung, die 1890 in einer von E. v. Luttich reich und geschmackvoll illustrierten

---

d. Vogelweide (Schöningh, Paderborn), *Der Graal des Parzival* (Kultur).

Prachtausgabe erschien und 1896 durch Vermittelung des damaligen protestantischen Pfarrers von Christiania, Dr. Krogh-Tønning, ins Norwegische übersetzt wurde, habe ich bei den späteren Auflagen noch viel Mühe und Sorgfalt zugewendet.

Andere Zwischenarbeiten waren mehrere meiner kleinen Erzählungen, die mir von meiner Schönberger Tante, vom alten Konsiliarius in Weerberg (Schatzgräber und Falscher Hunderter) und vom Dekan Amann in Flauring (Die beiden Freunde) überliefert worden waren. Ich habe sie in der Hauptsache treulich nachgezählt, dabei aber allerdings eigene innere Erfahrungen mitverwoben; ich ließ diese Tyroler Leute unter ihren Verhältnissen dieselben oder ähnliche Erfahrungen erleben, die mich gerade drückten. Erhöhung hatte mir i. J. 1875 ein Klosterbruder in Monte Casino als eine Begebenheit mitgeteilt, die sich kurz vorher an einem Wallfahrtsorte in den Abruzzen ereignet habe; ich habe sie für Trens lokalisiert. — Meine Erlebnisse als Literat, um dies vorweg zu sagen, spiegeln sich schon im Kuraten von Großwies (Die beiden Freunde), in den späteren, größtenteils frei erfundenen Erzählungen kehrt das Thema wieder; die Beurteilung, die ich des öfteren bei guten Freunden gefunden habe, schilderte ich in Lienhard dem Fürst, meine allmähliche Resignation im Lebenszweck, die Hoffnung, die mir verblieben ist, in Meiner alten Tante.

Diese kleinen Erzählungen sind zuerst an sehr verschiedenen Orten erschienen; man hat ihnen die

Ehre erwiesen, sie zum Teil in fremde Sprachen zu übersetzen, besonders aber, sie ohne Wissen und Erlaubnis des Verfassers häufig nachzudrucken, wogegen die erste bei Wagner-Innsbruck i. J. 1893 erschienene und von Philipp Schumacher gut illustrierte Sammelausgabe durch lange Jahre unverkauft blieb, so daß erst im Jahre 1906 die zweite, stark vermehrte Auflage bei Kösel-Kempten erscheinen konnte.

Außerhalb meines ursprünglichen Programms lag auch die Entstehung des *Gutsverkaufs*. Mit meinem getreuen Freunde Dr. Adolf Bruder, dem Nationalökonom und Schriftleiter der ersten Auflage des Staatslexikons, habe ich alljährlich in Tyrol eine größere Fußreise unternommen; im Jahre 1866 führte uns dieselbe ins Lechtal und über den Schröcken in den Bregenzer Wald. Hier trafen wir, in Schoppernau oder einem anderen jener hintersten Dörfer, beim Verlassen eines Gasthauses, wo die durstigen Wanderer ihren Frühtrunk genommen, die Wirtstochter, ein hübsches, schwarzgekleidetes Mädchen, das eben aus der Kirche zurückkehrte. Wir wechselten nur wenige Worte. Nach einer Photographie frug ich sie, die im Hausgang hing und ein großes Stadthaus zeigte; das sei, erklärte sie, das Haus ihres Bruders, der sich als Holzhändler in Verona niedergelassen habe. Grüß Gott Fräulein! Adieu die Herren! — Am Mittag desselben Tages machten wir die interessante Bekanntschaft eines Dr. F., der, obwohl noch nicht vierzigjährig, seine einträgliche Advokatie in Wien zurückgelegt hatte und nun bei seinem Bruder, dem

Pfarrer in Sch., privatisierte. Er schloß sich mit anderen Freunden auf unserem Wege an. Ein eigenartiger Mann, von weltmännischem Auftreten, voll Interesse für sozialpolitische Fragen, worüber er sich den halben Nachmittag mit Dr. Bruder unterhielt und herumstritt, dabei von gutem Durst und burschikosem Humor, der uns den ganzen Abend unterhielt. Beim Abschiednehmen sagte ich ihm: „Doktor, Sie kriegen ein Büchle von mir.“ Denn schon während ich in seiner Gesellschaft war, besonders aber am anderen Morgen auf dem Weg hinaus gegen Bregenz, verflochten sich die Eindrücke des Tages, Faden an Faden, zu dem Gewebe, das den Inhalt des Gutsverkaufs bildet. Im Hintergrunde steht freilich eine soziale Frage, die uns ohnehin auf unseren Wanderungen oft beschäftigte: Die Fremdenfrage, die Invasion des Kapitals in einer einsamen Berggemeinde.

Den Vorwurf, den ich zuweilen hören mußte, als habe ich mit dem Gutsverkauf (der 1889 erschien) „in Antisemitismus machen“ wollen, darf ich als unverdient zurückweisen; denn nach den Ergebnissen der Kriminalstatistik war es ein Unrecht, einem Christen statt einem Juden die Rolle des Konsuls zu übertragen. — Dieser Vorwurf hat übrigens dem Stück seinen Weg zum Theater versperrt, in Berlin ebenso wie in Wien. Aber davon wie überhaupt von meinen Erfahrungen mit der Bühne erzähle ich wohl ein anderes Mal; sie sind, wie ich meine, für weitere Kreise von Interesse. Mir selber allerdings haben sie oft genug jenen Ausspruch Grillparzers in Er-

innerung gebracht, daß man „um unter solchen Verhältnissen nicht den Mut zu verlieren, wahrlich ein Held sein müsse.“

Mein Freiheitskampf war nun endlich vollendet; so sehr er von einzelnen anerkannt wurde, dem großen Publikum, ja ich glaube auch den Kreisen der ausgesprochensten Literaturfreunde ist er fremd geblieben bis heute. Selbst in Trol hat m. W. bis zum heutigen Tage nicht ein einziges Blatt mit der Trilogie als solcher sich je beschäftigen mögen, obwohl es schwerlich verborgen blieb, daß mir dafür von Seiten des österreichischen Unterrichtsministeriums und von der Schwestern-Fröhlich-Stiftung ein Preis zuerkannt wurde<sup>1)</sup>, und daß mir im Jahre 1906 der erste niederösterreichische Landes-Autorenpreis neben Hlatkys Weltenmorgen zuteil wurde. Vollends von den großen Bühnen hat, obwohl ich es an Bemühungen nicht fehlen ließ und der zweite und der dritte Teil ja auch an einzelnen öffentlichen Theatern und alle Teile an vielen Privatbühnen, auch in der Schweiz und in Amerika, zu erfolgreicher Aufführung gelangten, nicht eine einzige auch nur Miene gemacht, sich mit dem Ganzen zu beschäftigen.

Daß ich mir bei solch trübseligen Erfahrungen in meiner Weise wieder Luft gemacht habe, wird man erwarten; was ich im allgemeinen von unserem Theaterwesen denke und wie ich einen Versuch, hier

---

1) Nebenher bemerkt — und ich habe Ursache, dies zu bemerken: Ohne daß ich mich weder an dieser noch an jener Stelle irgendetwas darum beworben hatte.

bessernd einzuwirken, für aussichtslos erachte, sagt „Der Idealist“.

Den ersten Anstoß zu diesem modernsten unter meinen Dramen hat ein armer Student gegeben, der an der Wiener Universität mit Hunger und Not sich durchschlug. Wenn er wieder einmal ein paar Tage nichts gegessen hatte, ließ er sich bei uns sehen, und wir sahen ihn nicht ungerne. Es war ein Südslawe von feurigem Temperament und zäher Ausdauer, der den Verhältnissen, denen ein anderer unterlegen wäre, standhielt und es zuletzt noch zu einer annehmbaren Stellung brachte.

Dieser ausgesprochenste Idealist regte in mir den Gedanken an zu einem Schauspieler: Der arme Student. Meine Erfahrungen, die ich mittlerweile mit der Bühne machte, der Einblick, den ich, in der Großstadt lebend, in das Repertoire unserer Theater gewann, sowie mein eigener Idealismus verdichteten sich zuletzt zum Idealist. Es ist ein Vorstoß, den ich, sagen wir als Mann von Kopf und Herz und ehrlicher Deutscher, gegen unser verlottertes Theater unternommen habe. Ich zeige die Ware, die unsere Herren Direktoren verschleißen, und schildere die Lieferanten. Auch war ich so unbescheiden, zeigen zu wollen, daß ich selbst (wozu man mich nicht selten ermuntert hat) solche gang und gäbe Stücke zu liefern ja wohl imstande wäre; denn hier gab ich ein modernes, völlig realistisches Stück, das sogar das alte Gesetz der Einheit der Zeit und des Ortes befolgte<sup>1)</sup>. Aber —

1) Über den Schluß des Stückes bin ich jahrelang nicht

„Caviar für die Menge“, sagte mir Müller-Guttenbrunn.

Die greifbar klare Absicht, die ich im Idealist verfolgte, ist merkwürdigerweise gerade von der katholischen Kritik kaum erfaßt worden; nur ein Rezensent des Lit. Handweisers wagte es anzudeuten, daß damit etwas gegen das moderne Theaterunwesen beabsichtigt scheine. Ich habe überhaupt — man gestatte mir diesen Exkurs — zum öfteren den Eindruck empfangen, daß uns Katholiken — oder soll ich sagen: den anständigen Leuten? — das Interesse am Theater schon fast verleidet worden ist. Es mag ja sein, daß das Interesse am Drama, dieser höchsten Dichtungsform, zugunsten des Romans überhaupt zurückgegangen ist; aber damit allein erklärt es sich doch nicht, daß selbst literarisch gebildete Männer, Männer vom Fach, mir wiederholt erklärt haben,

---

ins reine gekommen; erst die dritte Redaktion scheint mir das Richtige zu treffen. Die erste läßt Paul auf seine Braut verzichten. Dieser Schluß wurde, als ich das Stück im Hause Kralik vorlas, mit Recht als unbefriedigend empfunden. Ich änderte die Sache und ließ den Idealisten durch den Theaterdirektor an Ort und Stelle bekehrt werden. In dieser Fassung liegt das Drama heute im Druck vor, und so ist es vor zwei Jahren von Wiener Akademikern mit Glück und Geschick zur Aufführung gebracht worden. Aber darunter leidet die Einfachheit und Einheitlichkeit des Stückes. Nach der neuen, für eine zweite Buchausgabe bestimmten Redaktion, ist der ursprüngliche Schluß beibehalten, die freundliche Lösung der zweiten Redaktion aber in ein Nachspiel verlegt, das sich zwei Jahre später abspielt.

über ein dramatisches Werk wollten und dürften sie sich kein Urtheil erlauben.

Wie habe ich überhaupt unsere Kritik erfahren, ohne deren Mitwirkung, wie man gewiß mit Recht behauptet hat, ohne deren und eines rührigen Verlegers Mitwirkung kein lebender Poet je Geltung gewinnen wird! Mit welchem Fleiße habe ich jede meiner Dichtungen, auch die kleinste, ausgearbeitet, so daß ich mich einem glänzenderen Schriftsteller gegenüber wohl meiner größeren Gewissenhaftigkeit berühmen dürfte! Aber wenn ich heute die wahrlich nicht geringe Zahl der meinen Arbeiten gewidmeten Besprechungen durchsehe, so komme ich zu dem Resultate, daß ich froh sein müßte, wenn sich die meisten Kritiker nur wenigstens ebensoviele ganze und halbe Stunden mit meinen Büchern beschäftigt hätten, als ich selber halbe und ganze Jahre auf deren Ausarbeitung verwendet habe. Das mag nun wohl ein allgemeiner Fluch der herrschenden „Brot- und Vielschreiberei“ sein, diese Szigigkeit im Rezensieren; das Publikum schützt sich dagegen, indem es sich nicht mehr imponieren läßt, und für den Autor ist höchstens die Gefahr vorhanden (ich bin ihr mit knapper Not entgangen), zu Tode gelobt zu werden. Aber ein anderer Umstand, der sich schwerer fühlbar macht, ist der Mangel an Wohlwollen und jenem ganz selbstverständlichen Vertrauen, ohne das kein Kunstwerk irgendwelcher Art verstanden und genossen wird.

Ich habe die Misere der Kritik, die jeinerzeit

Deremundus so scharf gezeißelt hat, unter der tatsächlich unsere literarische Produktion leidet, nie schlimmer erfahren als beim Erscheinen des „Romans“ oder wie die 2. Auflage (1900) sich betitelt, des „Kulturbildes“ Die Fremden. Das Buch hatte nicht bloß in Tyrol und hier so ziemlich bei allen Parteien, sondern auch im übrigen Österreich, im Deutschen Reiche und in der Schweiz eine überaus freundliche Zustimmung gefunden; man kann die Urteile bei Deremundus nachlesen. Vor allem waren es viele jener ernstesten Männer, denen das Wohl des Volkes mehr als die Literatur am Herzen liegt, welche hier eine Direktive fanden und begrüßten, die der Bevölkerung der Alpenländer in ihrer brennendsten Frage, der Frage des Fremdenverkehrs, bisher gefehlt hatte. Ich komme ja jedes Jahr auf kurze Zeit nach Tyrol; höre und sehe es mit eigenen Augen, von welcher umwälzender Bedeutung der Fremdenverkehr geworden, in welche Gefahr durch ihn unser ganzes historisches Volkstum gebracht ist. Mit den Erfahrensten und Bestgesinnten habe ich darüber unzähligemale Rücksprache gepflogen und endlich es als eine patriotische Pflicht empfunden, in dieser Frage das Wort zu nehmen<sup>1)</sup>. Meine Fremden sollten und wollten nicht

---

1) Wie in der Fremdenfrage, habe ich auch in einer anderen, nicht minder aktuellen Landesangelegenheit das Wort ergriffen: in dem leidigen Bruderkrieg, der nun seit zwei Jahrzehnten Tyrol beherrscht. Eine kleine, im Dialekt geschriebene Satyre: Grobianus Nostranus Tyrolensis, wollte den Tyrolern zeigen, daß der letzte Grund

so fast eine literarische Leistung sein, vielmehr mit Gottes Hilfe eine patriotische Tat. Und als solche ist sie denn auch gewürdigt worden von vielen. Das Buch, dessen erste Auflage (1898) in Kürze vergriffen war, schien sich Bahn brechen zu wollen, um so mehr vielleicht, als es von gewisser protestantischer Seite mit wahrer Leidenschaftlichkeit angegriffen, mit Acht und Aberacht belegt wurde. Da aber trat der Reformator der katholischen Kritik auf den Plan. Er bedurfte, wie Ansgar Pöllmann zu meiner Rechtfertigung (in den histor. pol. Bl.) ausführte, „er bedurfte einer möglichst neuen Prosadichtung, um an ihr seine Ansicht über die Tendenz in der Kunst und damit die Inferiorität der Katholiken vorzuführen.“ Veremundus deckte die literarischen Mängel des Buches auf und setzte, um seinen Bemängelungen besonderen Nachdruck zu geben, die Gesamtleistung des Autors möglichst herab. Auf die Absicht des Autors einzugehen, fühlte er sich nicht berufen, ihm lag am „Roman“. Mir aber hat an meinem Volke gelegen, hundertmal mehr als an der Liebesgeschichte, und um das zu verstehen, hätte es wahrlich nur eines sehr mächtigen Weitblickes und eines ganz geringen Wohlwollens bedurft. — Ich weiß wohl, es soll sich niemand darüber beklagen, daß er als Mensch unter Menschen leben muß; aber man wird es verstehen,

---

ihrer traurigen Streites doch eigentlich in gewissen Mängeln des Nationalcharakters zu suchen sei; später habe ich in der Rede des Nikolaus v. d. Flue, zuletzt im Weikampff (Graf, 1907, 10. Heft) eindringlicher zum Frieden gemahnt. —

daß Erfahrungen solcher und ähnlicher Art auf mein Schaffen nicht ohne Rückwirkung blieben.

Für ein Glück, das mir gerade als Poeten zuteil wurde, erachte ich die Heimsuchung, die mich vor vier Jahren getroffen hat. Ich erkrankte an einer schweren Affektion des Herzens, und mehr als andert-halb Jahre dauerte es, bis ich meine Gesundheit und volle Arbeitskraft wiedererlangte. In jener Zeit, wo der Tod mir nahestand, habe ich auch mein literarisches Testament gemacht: meine Schriften gesichtet, meine Pläne konzentriert. *M a r c o* und *H o c h w i l d* und die Erzählung *M e i n e a l t e T a n t e* sind in der Zeit meiner Krankheit, in Lussin und Bozen, entstanden; dann das *W a n d e r b ü c h l e i n*. In dieser kleinen Sammlung meiner lyrischen Gedichte finden sich einige noch aus meiner frühen Jugend, viele aus der römischen Zeit, manche aus der späteren und letzten: keines, das nicht erlebt war. Ich habe die Anordnung derselben nicht genau an eine chronologische Ordnung gebunden: Die Sammlung sollte nicht bloß autobiographischen Charakter tragen, sie wollte einen Menschen zeigen auf seiner Wanderung durchs Leben.

Auch die erste Niederschrift meines jüngst veröffentlichten Schauspieles *Die Liebe Not* (1907) fällt in jene Zeit. Ich habe hier dem armen Joseph viel Selbstempfundenes in den Mund gelegt.

Von größerer Wichtigkeit war mir ein Buch, das ich als Seitenstück zu den Fremden längst geplant hatte: ein Volksbuch, in dem viel Altes und

manches Neue vereinigt werden, das alle die Thematata behandeln soll, die ein katholisches Volk der Heutzeit, den Tyroler insbesondere, interessieren. Das Buch wird sich *Hausgärtlein* betiteln und zunächst (1908) für die Mitglieder der St. Josephs-Bücherbruderschaft ausgegeben werden. In der folgenden Zeit wird, wenn Gott will, meine knappe Muße der Vorbereitung von Neuauflagen und der Ausarbeitung eines kleinen historischen Epos gehören, sowie der Sammlung und Sichtung poetischer und prosaischer Paralipomena. Ich werde Gott danken und das Werk meines Lebens für glücklich beendet erachten, wenn es mir noch gelingen wird, eine Gesamtausgabe meiner poetischen Schriften, etwa mit einer kurzen autobiographischen Einleitung, veranstalten zu können; was zu dem bereitliegenden Stoffe allenfalls noch dazukommen wird, will ich als besonderes Gnadengeschenk betrachten. —

Daß der Baum, den ich mit Liebe und Fleiß herangezogen, dereinst brauchbare Frucht tragen werde, hoffe ich freilich. Aber man ist die Feige vom Baum, die Nispel muß erst lange liegen und sich bräunen, ehe sie schmackhaft wird; und daran kann der Gärtner nichts ändern.

In Treuen

Dein Freund K. D.

Klosterneuburg im Spätherbst 1907.